

Objektyp: **Advertising**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **76 (1950)**

Heft 2

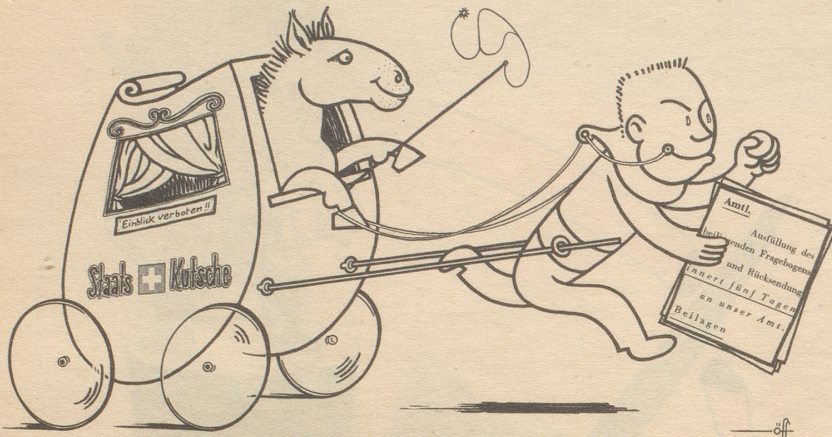
PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Hü!! Es ist bekannt vom Schimmel vom Amt
daß das, was wir etwa zu fragen ihn wagen,
er gerne verschlampt...

Wenn es aber fragt, das obige Vieh,
dann hat der Bürger zu eilen, und wie!

öff

Grotesken des Lebens

In Miami auf Florida geschah es. Allhier pflegen sich bekanntlich sowohl die reichsten Leute der Staaten als auch solche Menschen zu treffen, die man für gewöhnlich zu meiden trachtet. Im Hotel Atlantic stieg nun einmal zur Abwechslung ein Mr. Delamea ab, ein schwerreicher mexikanischer Reeder. Die Zeitungen berichteten von ihm, daß er sich mit dem Gedanken trage, sich unter den zehntausend Girls, die den berühmten Strand bevölkern, eine Frau auszusuchen. Und als er den Hoteldirektor bat, ihm doch einen guten Juwelier zu empfehlen und ihn beim Einkauf zu begleiten, war das nicht eben weiter verwunderlich. Mr. Delamea brauchte ein Hochzeitsgeschenk, mit dem er seine Zukünftige beglücken wollte. Das war verständlich und nicht einmal besonders einfallreich.

Kurz und gut, der Herr Multimillionär wählte unter den Kostbarkeiten, die der Juwelier ihm vorlegte, eine herrliche Perlenkette für hunderttausend Dollar aus, bezahlte mit einem Scheck und verließ mit dem Hoteldirektor das Geschäft.

Nach zwei Stunden wußte der Juwelier, daß der Scheck falsch war. Er berichtete freudestrahlend den Reportern: natürlich sei er vorsichtig gewesen, er habe dem Kunden eine falsche Perlenkette ausgehändigt, die er, wenn der Scheck echt gewesen wäre, sogleich gegen eine echte Kette ausgetauscht hätte. Inzwischen hatte Mr. Delamea, wie man sich denken kann, Miami schon verlassen und richtete nunmehr an die Presse einen Brief, in dem er ohne wei-

teres zugab, gar nicht Mr. Delamea zu sein und diesen Namen nur vorsichtshalber gewählt habe. Er sei aber auch weiter vorsichtig gewesen, habe nämlich die bewußte Perlenkette bei dem Hoteldirektor gegen zwanzigtausend Dollars verpfändet. Worauf der Hoteldirektor durch die Presse antworten ließ: die Sache sei soweit richtig, aber sein Scheck über die zwanzigtausend Dollars sei im Augenblick der Uebergabe auch schon gesperrt worden. Vorsicht und Mißtrauen seien auch bei Pseudomillionären am Platze.

Man wartet heute noch auf die Antwort des falschen Mr. Delamea.

+

Monsieur Veille, ein Millionär, aber ein echter, war von einem Hund ins Bein gebissen worden. Kaum hatte er den Biß in der Wade verspürt, als er sich in ein Auto warf und zum Serologischen Institut brauste, wo er die Historie seiner Verwundung erzählte und sich vorsichtshalber gleich impfen ließ. Gegen Tollwut, versteht sich.

Nach vollzogener Impfung fragte Monsieur Veille, wie hoch sich seine Schuld, in Ziffern ausgedrückt, belaufe. Die Summe, die der Arzt nannte, war mehr als bescheiden.

Und da lächelte Monsieur Veille hinterhältig (im guten Sinne), zückte sein Scheckbuch, füllte ein Formular aus und überreichte es mit scharmanter Verbeugung dem Mediziner. Und der las die Ziffer — las sie in Buchstaben: «500 000 (fünfhunderttausend) Francs.»

Sah es ... stierte den Patienten fassungslos an ... knurrte einen Angstlaut und sauste wie vom Teufel gejagt aus dem Zimmer, geräuschvoll die Tür hinter sich abschließend.

Monsieur Veille schrie, er versuchte die Tür aufzubrechen, aber nur milde, besänftigende Worte reagierten von draußen. Das dauerte so lange, bis man Frau Veille herbeizitierte und ihr schonend mitgeteilt hatte, bei ihrem Mann sei leider soeben akute ... Tollwut ausgebrochen.

Jammern, Klagen, Fragen. Und als man schließlich auf die Ursache, den 500 000-Francs-Scheck zu sprechen kam, der schuld an dem heillosen Durcheinander sei, da löste sich die Aufregung der Frau, und sie konnte dem aufhorchenden Arzt mitteilen, daß ihr Mann wohl in der Lage sei, solche Summen für solche und ähnliche Zwecke auszuwerfen, ohne tollwütig zu sein — und daß ihr Mann überhaupt eine freigebige Natur sei, was ja derzeit noch nicht als ausgesprochenes Anzeichen akuter Tollwut gewertet werden könne.

Der Erfolg war, daß der «arme» Millionär unverzüglich in Freiheit gesetzt wurde und Monsieur Veille sich schwur, nie wieder auf den ersten Anhub ein Scheckbuch zu zücken.

+

Ein Aufgebot an der Anschlagtafel des Standesamts in Birmingham erregte mit Recht in der ganzen Umgebung so großes Aufsehen, daß es das Hauptgesprächsthema, ja die Sensation weit über die Grenzen Birminghams hinaus bildete. Es stand dort nämlich, daß der 21jährige Arbeiter Reginald Porter die Absicht habe, die 65jährige Witwe Anna Hopkins zu heiraten. Dies an sich wäre noch nicht gerade eine Sensation, aber die Witwe Hopkins ist Mutter von nicht weniger als 13 Kindern und hat außerdem noch ein Holzbein. Also waren die zuständigen Richter gar nicht erstaunt, daß die Verwandtschaft beider Brautleute gerannt kam, um ein gerichtliches Eheverbot zu erlangen. Man lud auch den jungen Bräutigam vor und schilderte ihm in den drastischsten Worten alle möglichen Schattenseiten dieses geradezu grotesken Ehebundes. Es half aber alles nichts. Der Jüngling widerstand allen Ueberredungsversuchen und erklärte, er kenne seine Anna bereits seit drei Jahren. Er habe sie bei einem Freunde kennengelernt und sich mit ihr gleich so gut verstanden, daß er sich später bei ihr ein Zimmer mietete, und da sie ihn immer so liebevoll bemutterte, habe er beschlossen, sie zu heiraten. Gegen diesen festen Willen war das Gericht machtlos, und es sei nur noch vermerkt, daß es keine allgemeine Redensart sei, wenn der Volksmund behaupte, «Liebe mache blind».

Reinhold Fritz Grosser

